

Nahe bei den Menschen - den Kleinen, den Armen, den Kindern, den Schuldigen, den Schwachen Zur Diakonie in der missionarischen Gemeinde

Ulrich Laepple, AMD Berlin

I. Die Leutseligkeit Gottes

„Leutseligkeit!?“ Es ist ein altes Wort. Das Wörterbuch gibt als Auskunft „freundlich und gern mit anderen Menschen zusammen“. Es konnte aber auch einen kritischen Beiklang haben, wenn Gutsherren die Vorgesetzten ihrer Arbeiter kritisierten, sie würden sich zu sehr mit diesem „niederem Volk“ abgeben. Sie sollten nicht so „leutselig“ sein!

Doch die Bibel schämt sich nicht, von der „Leutseligkeit Gottes“ zu sprechen. In der alten Lutherübersetzung finden wir den Ausdruck in Titus 3,4: „Da aber erschien die Freundlichkeit und *Leutseligkeit* Gottes, unsers Heilandes, der uns nach seiner Barmherzigkeit selig machte...“

Die Evangelien bebildern und erzählen, dass Jesus „selig“ war, wenn er bei den Leuten war, besonders bei den einfachen: „Vater, ich preise dich, dass du es den Unmündigen offenbart hast“. Er heilt Kranke und segnet Kinder. Er lässt es sich gefallen, dass ihn eine „Sünderin“ salbt. Er nimmt eine Schürze, um seinen Jüngern die Füße zu waschen. Wir lesen, dass er – was sich damals als Mann nicht gehörte – mit einer Frau ihr verpfushtes Leben bespricht, oder wie er sich mit Männern streitet, um eine andere Frau vor der Steinigung zu retten. Er holt Zachäus vom Baum und kehrt in sein Haus ein. Es muss Jesus so zu den Menschen gezogen haben, dass manche Anlass fanden, ihn einen „Fresser und Weinsäufer“ zu nennen. Er hat kein eigenes Wohnhaus, baut keine Kirche, in die alle kommen sollen. Vielmehr nimmt er sich die Freiheit, im Land umher zu ziehen, um Menschen anzusprechen und um für sie ansprechbar zu sein. Er lebt das „Geht hin!“ vor, und zwar intensiv, bevor er es seinen Jüngern zurufen wird.

II. Von der Logik Jesu zur Logik der Gemeinde

Wenn Matthäus seinem Evangelium am Schluss die Krone aufsetzt mit dem Satz, dass die Jünger andere Menschen „zu Jüngern (Jesu) machen sollen“ (Kap. 28,18), dann sollten wir alle diese Jesusgeschichten vor Augen haben. Denn nur vor diesem Hintergrund verstehen wir den so gen. Missionsbefehl. Wir werden dann Michael Herbst zustimmen: *„Ich glaube, dass das in der **Logik des Matthäusevangeliums**, also in der Logik Jesu, bedeutet, die Liebe zu Gott in der Liebe zum Nächsten so zu leben, dass wir Beziehungen zu den Kleinen, den Armen, den Kindern, den Schuldigen, den Schwachen aufbauen. Wir dürfen das Sendungswort in Mt. 28 nicht ohne den Rest des Evangeliums lesen. Ein Jünger zu sein oder zu werden, hieß doch: zu tun, was der Jünger den Meister tun sieht, und das war Fürsorge für den kranken Leib und die wunde Seele, eine Fürsorge, für die es selbstverständlich war, dem leidenden und armen Mitmenschen das zu schenken, was wirklich heil macht: nämlich ein neues Verhältnis zu Gott als Vater. Und ich glaube, dass jenseits aller unserer Modelle dies ein entscheidender Schritt für eine evangelisierende Gemeinde im 21. Jahrhundert sein wird.“*

(M. Herbst, Evangelisation und Gemeindeaufbau, in: Dein ist die Kraft. Für eine wachsende Kirche, Neukirchen 2007, S. 81 [Vortrag beim Theologenkongress in Leipzig 2006])

1. Nahe bei den Menschen: die zweite Meile gehen

Was das heißt? Ich habe es einmal so erlebt:

Ein Gemeindeglied holte mich am Bahnhof ab und fuhr mich in das abgelegene Dorf zum Veranstaltungsort, wo ich zu einem Seminar mit dem Kirchenvorstand eingeladen war. Was er denn so mache, frage ich den freundlichen Fahrer. „Ich bin Totengräber“, antwortet er und schaut mich an, um zu sehen, wie ich reagiere, „und ich helfe in der Gemeinde mit, wofür man mich eben braucht.“ Er kommt ins Erzählen. Ihm mache seine Arbeit Spaß (obwohl das ja nicht ganz das richtige Wort dafür sei). Aber wenn Angehörige von Verstorbenen am Samstag mit ihm über den Friedhof gingen, um eine Grabstelle auszusuchen und sich für die Unannehmlichkeit, dass es Samstag sei, entschuldigen, sage er: „Sie haben es viel schwerer als ich. Ich mache das gern.“ Und er komme bei diesen Gängen oft ins Gespräch über das Leben der Verstorbenen, über die Trauer der Angehörigen, und er spreche mit ihnen über den Glauben. Dann sagt er unvermittelt: „Und die Ein-Euro-Jobs sind auch eine gute Sache!“ Er habe vier solche Mitarbeiter auf dem Friedhof. Alle seien sie irgendwann aus der Kirche ausgetreten. Aber es sei doch nicht in Ordnung, so mit der eigenen Taufe umzugehen! Das habe er ihnen klar gemacht. Inzwischen seien drei von ihnen wieder eingetreten.

In der Schlichtheit und dem selbstverständlichen Mut, von dem dieser Mensch völlig uneitel erzählte, liegt für mich eine große Kraft und Klarheit. Das ist unser Lernfeld: Mission *diakonisch* und Diakonie *missionarisch* zu leben, indem wir Menschen in Lebensprozessen ein Stück des Weges begleiten.

Eine Kirchengemeinde ist ein idealer Ort, um dies zu tun.

2. Nahe bei den Menschen: „(be)suchen und finden“

Dass die neuzeitliche Diakonie nicht mit dem Aufbau großer Hilfestrukturen anfang, sondern mit einer gemeindlichen Besuchsdienst-Arbeit, wissen die, die sich näher mit dem Leben **Johann Hinrich Wicherns** befasst haben. Als Pfarramtskandidat (er ist nie Pfarrer geworden) war Wichern Leiter einer „Sonntagsschule“ im Hamburger Stadtteil St. Georg, einem sozialen Brennpunkt. „Sonntagsschule“ - das war eine diakonisch-missionarische Gemeindeinitiative. Sie bestand darin, dass man Kinder aus Elendsquartieren sammelte, die vor allem aufgrund der damals üblichen Kinderarbeit während der Woche keine Schule besuchen konnten. In dieser „Sonntagsschule“ lernten sie lesen, schreiben und rechnen. Klar, es war nur ein Tropfen auf den heißen Stein, aber einschneidend genug, um Wichern zum Begründer und „Vater der Inneren Mission“ werden zu lassen.

In einem Aufsatz mit dem vielsagenden Titel „Hamburgs wahres und geheimes Volksleben“ schreibt der 24-jährige Wichern detailliert von seinen Besuchen bei verwahrlosten Familien, z. B. von einem „Knaben Sievers“: „*Der Vater (Trunkenbold)...prügelt ihn fürchterlich, so*

dass die Nachbarn ihm zu Hilfe kommen wollten... Den ersten Rat zum Entlaufen hat er von dem kleinen Ameis erhalten. Dieser Junge ist aus dem selben Grunde entlaufen wegen der Schläge, weil er jede Nacht sein Bett verunreinigt... Früher wohnten die Sievers auf einem Saal unter Dach, da war es so windig und zugig und regnete es hinein, dass der Knabe einen Augenschaden bekam... Im Sommer geht er mit seiner Mutter Holz zu suchen. Zu Hause essen sie Tag aus Tag ein trockene Kartoffeln mit Essig, Pfeffer und Mehl. Das Mehl kostet täglich 2 Schilling, aber die Sauce reicht 2 Tage hin, also täglich 1 ½ Schilling.“

Klaus Teschner fügt dem Bericht Wicherns als Kommentar hinzu: „Soweit kann die aufsuchende Liebe also kommen, dass sie sich für Kartoffeln mit Sauce interessiert!“ (Klaus. Teschner, Das Volk – Die Vereine – Die Kirche. Wicherns erste Schritte zur Volks-Mission, in: M. Herbst / U. Laepple, Das missionarische Mandat der Diakonie, BEG 7, , Neukirchen 2010, 2. Aufl., S. 97).

„Die Liebe hat das scharfe Auge!“, sagt Wichern. Ob wir ein solches Auge auch für unsere Kinder im Kindergarten, für unsere Konfirmanden und Jugendlichen, für die Kranken und Alten haben? Und ob der Satz für unsere Gemeinde stimmt, den der Diakoniker P. H. Zellfelder-Held schreibt: „Niemand als die Gemeinde ist kompetenter für das, was im Stadtteil, im Ort los ist, wie es den Menschen geht, wo die Nöte sind, was sie brauchen“ (Solidarische Gemeinde. Ein Praxisbuch für diakonische Gemeindeentwicklung, Neuendettelsau, 2002, S. 20)? Bei einem mir gut erinnerlichen Besuchsprojekt am linken Niederrhein vor Jahren hörte ich bei der Auswertung immer wieder: „Wir kannten diese Ecken unseres Ortes gar nicht.“ „Wir wussten gar nicht, dass hier Menschen in betreutem Wohnen oder dass hier Asylanten und Arme wohnen!“ Aber nun kannten sie „diese Ecken“.

Besuchsdienst-Arbeit ist Gemeindeerkundung – wobei „Gemeinde“ hier auch „Kommune“ meint. Gemeindeerkundungen führen zu Begegnungen und zum Aufbau von Beziehungen. Von Natur aus sind wir samt unseren Gemeinden allerdings eher begegnungsscheu und milieuverengt. Wir neigen dazu, nur unseresgleichen begegnen zu wollen. Begegnung mit denen, die anders sind als wir, ist aber eine Übung, der wir uns um Jesu willen stellen sollten: beim Begrüßen, beim Besuchen, bei der Feier des Abendmahls, im Alltag. Denn die Kleinen, die Armen, die Kinder, die Schuldigen, die Schwachen sollen wissen und erleben dürfen: Bei der Gemeinde - da sind wir willkommen!

3. Nahe bei den Menschen: heilende Dienste in der Gemeinde entdecken und leben

*„Wir brauchen Gemeinden, von denen heilende Kräfte ausgehen, Orte, an denen sich das Evangelium heilsam auf Geist, Seele, Körper und die verletzten Sozialbeziehungen von Menschen auswirkt. Gemeinde Jesu Christi - das ist nicht nur ‚ein Land des Glaubens‘. Das ist ... ein ‚Heil-Land‘. Es gilt, ein neues Bewusstsein zu wecken für die Teilhabe aller Gemeindeglieder **am heilenden Dienst der Kirche Jesu Christi**“ (Burghard Krause, zit. bei Ulrich Laepple, Gemeinde als Heil-Land, AMD-Studienbrief D 23, S.2)*

In einem Workshop mit Besuchsdienst-Mitarbeitenden zum Thema „**Segen und Segnen**“ schien für die meisten klar: „Das darf nur der Pfarrer“, nämlich segnen. Wir versuchten nicht nur, diese Verengung mit Hinweis auf ein biblisch-theologisches Gemeindeverständnis zu korrigieren, sondern übten auch das Segnen selber ein. „Legen Sie bitte einmal die Hand auf die Schulter Ihrer Nachbarin und sprechen Sie: „Der Herr segne dich!“ Sie taten es zögernd – und bei einigen liefen sofort die Tränen. Es sollte doch nur eine Übung sein, aber es war schon der Ernstfall. Wir lernten dabei: Geschenkte Nähe ist etwas Kostbares. Berührende, segnende Nähe ist eine Gottesgabe. Und sie macht auch diejenigen dankbar, die sie weitergeben dürfen.

Persönliches Segnen gehört zu den heilenden Diensten der Gemeinde. Manche erweitern sie durch die **Salbungshandlung** wie in der Thomasmesse. Taizé-Andachten können mit dem Angebot der Segnung verbunden werden. Auch die Befreiung von Belastungen und die Heilung von Erinnerungen durch **Beichte und Vergebung** ist ein heilender Dienst. Die **Neuentdeckung des Krankengebets** (auf der Spur von Jak. 5, 13-16) gehört in immer mehr Gemeinden neben den Krankenbesuchen, dem Krankenabendmahl und der Fürbitte im Gottesdienst zur seelsorgerlichen Praxis der Gemeinden. Auch **in Hauskreisen** können, im Schutzraum einer tragenden Gruppe, heilende Prozesse ausgelöst werden.

Wir haben in den Gemeinden weithin keine überzeugenden Angebote für **Menschen in Trauer**. Das gemeindliche Angebot endet meist mit der Bestattung. Das ist ein Missstand. Jürgen Dusza öffnet uns in seinem Buch „Trauerbegleitung in der Gemeindepraxis“ die Augen für die tragende Rolle, die die Gemeinde für der Trauerbegleitung spielen kann: Sie reicht vom Beisein beim Sterben über das Trauergespräch, die Bestattung, den Besuch bei Trauernden, das Angebot einer Trauergruppe und der kleinen Feier des Totengedenkens bis hin zur Einrichtung eines Trauercafés. Trauern ist ein komplizierter Prozess. Sie braucht ihre Zeit. Die Gemeinde kann ein Netz von Menschen, Räumen und Gelegenheiten anbieten, in dem Wunden des Verlusts heilen.

Aber heilende Dienste in der Gemeinde ergeben sich nicht von allein. Wir sollten für die heilende Dimension des Gemeindeseins ein Bewusstsein schaffen, diese Dienste durch Schulung, Beauftragung und durch die Verkündigung fördern - wobei nichts davon zur „Masche“ werden darf, zur bloßen Technik oder auch nur zur unreflektierten Selbstverständlichkeit.

Eine eindrückliche Weise, psychisch verwundete und labil gewordene Menschen in der Gemeinde zu begleiten, ist die Selbsthilfe-Arbeit der „**endlich-leben-Gruppen**“. Dem steigenden Druck und den vielfältigen Anforderungen des Alltags sind viele Menschen nicht mehr gewachsen. Sie verstricken sich in Verhaltens- und Reaktionsmuster, in denen sie eigentlich gar nicht leben wollen. Sie spüren: „So kann es mit mir nicht weitergehen!“

Nach einem (den „Anonymen Alkoholikern“ in der Form ähnlichen, inhaltlich aber anders verlaufenden) 12-Schritte-Programm bietet die Selbsthilfe-Arbeit von endlich-leben-Gruppen den Menschen Wege aus zerstörerischen Abhängigkeiten und ungesunden Verhaltensweisen an. Viele Gemeinden haben mit dem Netzwerk „endlich leben“ und der Einrichtung von

solchen Gruppen gute Erfahrungen gemacht (vgl. www.endlich-leben.net und andere Fundstellen zum Stichwort).

4. Nahe bei den Menschen: als Gemeinde Anlaufstelle im Gemeinwesen sein

„**Gemeinwesendiakonie**“ ist ein Stichwort, das in Kirche und Diakonie heute oben auf der Tagesordnung steht. Sie bedeutet Präsenz und Aktion der Gemeinde im sozialen Lebensraum - in Mehrgenerationenhäusern oder in Gemeindehäusern. **Gemeindehäuser** können heute nicht mehr überall gehalten werden. Sie werden darum häufig umgewidmet und von Kommune und Kirchengemeinde genutzt, d.h.: beide bieten Räume, Veranstaltungen und Dienste am gleichen Ort an. Das führt ganz natürlich zu Informationsaustausch und zu Kooperationen.

Auch gemeindliche „**Familienzentren**“ gehören zu den Beispielen einer Gemeinwesendiakonie, bei denen die Arbeit der Gemeinde in die soziale Öffentlichkeit des jeweiligen Ortes hineinragt. In einem sozialen Brennpunkt Berlins, dem Märkischen Viertel, haben sich zwei landeskirchliche Gemeinden zusammengetan, um im Quartier, das ein hohes Maß an Kinderarmut, Schulproblemen, materieller Not bis hin zur Verwahrlosung zeigt, besser präsent zu sein. Das Familienzentrum schafft Vernetzung mit anderen sozialen Organisationen der Kommune, auch Schulen. In der Zukunftswerkstatt der Gemeinde entstanden als Arbeitszweige des Zentrums eine Hausaufgabenhilfe, ein Begegnungscafé und ein „Streetteam“, das „draußen“ in der Öffentlichkeit auftritt und diverse Hilfen anbietet.

Eine freikirchliche Gemeinde, die eine KiTa zum Familienzentrum ausgebaut hat und Bildung, Beratung und Integration mit gemeindlichen Veranstaltungen zu verbinden sucht, zieht das Fazit: *„Die Kirchengemeinde erlebt das Familienzentrum bereichernd durch eine größere Zahl an Kontakten zu Eltern, die keinen Gemeindebezug haben, durch einen erweiterten Kreis von Ehrenamtlichen aus der Elternschaft, die sich mit Enthusiasmus und Idealismus einbringen. Als Familienzentrum in christlicher Trägerschaft verstehen wir unseren Auftrag diakonisch und missionarisch. Besonders das ‚Missionarische‘ erfordert sensibles Vorgehen und transparentes Handeln. Den vielen Kindern und Eltern sowie den Großeltern wollen wir diese wichtigste Nachricht der Welt weitergeben. Dafür suchen wir immer wieder neue Wege der Kommunikation und der Beteiligung.“* (Beide Beispiele aus *mi-di*, AMD-Informationszeitschrift zu Mission und Diakonie, Nr.7, 2011, S. 2ff).

Literatur:

Paul-Hermann Zellfelder-Held, *Solidarische Gemeinde. Praxisbuch für diakonische Gemeindeentwicklung*, Neuendettelsau, 2002

Ulrich Laepple, *Gemeinde als Heil-Land*, Studienbrief der AMD (D 23), 2006

Rabea Rentschler, Ulrich Laepple, *Kirche mit Herz und Hand. Wie Gemeinden ihr diakonisches Potenzial entfalten können*, Asslar 2009

Michael Herbst, Ulrich Laepple, Das missionarische Mandat der Diakonie. Impulse von Johann Hinrich Wichern für eine evangelisch profilierte Diakonie im 21. Jahrhundert, BEG 7, Neukirchen, 2010, 2. Aufl.

Jürgen Dusza, Trauerbegleitung in der Gemeindepraxis. Ein Plädoyer für die Kirche am Ort, Neukirchen, 2011

Hans Höroldt, Volker König (Hrsg.), Gemeinde und Diakonie: erleben – verstehen – gestalten. Düsseldorf 2011

mi-di – eine Informationsschrift der AMD zu Mission und Diakonie (kostenloser Bezug, s. auch unter www.midi-netzwerk.de)